

(Nachdruck verboten.)

41]

Foma Gordjejew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner

Es geschah sehr oft, daß Foma plötzlich etwas sagte, was ihm selbst als dreist erschien und ihn zugleich in seinen Augen erhöhte. Das waren unerwartete, kühne Gedanken und Worte, die plötzlich gleich Funken aufleuchteten — die Eindrücke schienen sie aus Fomas Hirn herauszumeißeln. Und er beobachtete mehr als einmal an sich, daß er das Ausgedachte schlechter und farbloser mitteilte als das, was in seinem Herzen plötzlich aufflammte.

Foma lebte, als schreite er durch einen Morast, von der Gefahr bedroht, bei jedem Schritt in Schmutz und Schlamm zu versinken, während der Pate sich wie eine Schlange auf einem trockenen, festen Platz wand und das Leben seines Lauffindes aus der Ferne scharf beobachtete.

Nach dem Streit mit Foma war Jakob Tarassowitsch düster sinnend nach Hause zurückgekehrt. Seine Augen glänzten trocken, und er hielt sich ganz gerade wie eine aufgespannte Saite. Die Furchen zogen sich krankhaft zusammen, sein Gesicht erschien noch kleiner und dunkler, und als Juba ihn so erblickte, schien es ihr, er sei ernstlich krank, suche sich nur zu beherrschen und thue sich Gewalt an. Der schweigsame Alte rannte nervös durch die Zimmer, warf seiner Tochter als Antwort auf ihre Fragen trockene, kurze Worte zu und fuhr sie endlich an:

„Laß mich in Ruh! Du siehst, ich bin nicht in der Laune, mit Dir zu sprechen.“

Er that ihr leid, als sie sah, wie traurig und gramvoll seine scharfen, grünen Augen blickten; sie hielt es für ihre Pflicht, ihn anzusprechen, was mit ihm vorging, und als er sich an den Mittagstisch setzte, trat sie auf einmal zu ihm, legte ihm die Hände auf die Schultern und fragte freundlich und unruhig, indem sie ihm ins Gesicht blickte:

„Vater! Sagen Sie, sind Sie unwohl?“ Ihre Liebeswungen waren etwas äußerst seltenes; sie stimmten den einsamen Greis immer sanfter, und er wußte sie zu schätzen, obgleich er sie nicht erwiderte. Jetzt zuckte er mit den Schultern, warf ihre Hände herab und sagte:

„Geh, geh auf Deinen Platz! Sieh, wie Dich das Jucken der Eva überkommt.“

Doch Jubowj ging nicht; sie blickte ihm beharrlich in die Augen und fragte mit Kränkung in der Stimme:

„Vater, warum sprechen Sie mit mir so, als ob ich ein Kind oder sehr dumm wäre?“

„Weil Du erwachsen und nicht allzu gescheit bist. Ja—a! Das ist alles, was ich Dir sagen kann! Geh, setz Dich und is!“

Sie trat zur Seite und setzte sich schweigend dem Vater gegenüber, indem sie die Lippen gekrümmt zusammenpreßte. Majakin aß gegen seine Gewohnheit langsam, er rührte mit dem Löffel lange in dem Teller mit den Schiffschinken herum und untersuchte sie eingehend.

„Wenn Dein verstopfter Verstand die Gedanken Deines Vaters verstehen könnte!“ sagte er auf einmal und seufzte pfeifend auf.

Jubowj warf ihren Löffel fort und sagte fast mit Thränen in der Stimme:

„Warum beleidigen Sie mich, Vater? Sie sehen ja, ich bin allein, ich bin immer allein! Sie verstehen ja, wie schwer mein Leben ist, und doch sagen Sie mir nie ein freundliches Wort. Sie sagen mir nie etwas, auch Sie sind ja einsam; auch Ihnen ist es schwer zu leben. Ich seh' das. Ihnen ist es sehr schwer zu leben, aber Sie sind selbst schuld daran! Sie selbst . . .“

„Jetzt beginnt auch Bileams Eselin zu reden!“ sagte der Alte lächelnd. „Nun! Was weiter?“

„Vater, Sie sind auf Ihre Klugheit sehr stolz.“

„Und was noch?“

„Das ist nicht gut. Das kränkt mich sehr. Warum stoßen Sie mich von sich? Ich habe ja niemand außer Ihnen.“

Ihr traten Thränen in die Augen; der Vater bemerkte das, und sein Gesicht zuckte zusammen.

„Wenn Du kein Mädchen wärst!“ rief er aus. „Wenn Du einen Verstand hättest wie . . . zum Beispiel Marfa Poffadniza“) . . . ach, Lubowj! Dann, dann würde ich auf alle pfeifen, auch auf Fomka. Nun, weine nicht!“

Sie trocknete sich die Augen und fragte:

„Was ist denn mit Fomka?“

„Er revoltiert . . . Haha! Er sagt: nehmt mein ganzes Vermögen und laßt mich frei. Er will seine Seele in den Sängern retten. Das ist ihm eingefallen, unserm Foma.“

„Was ist denn das?“ fragte Juba unsicher. Sie wollte sagen, Fomas Wunsch sei gut, es sei ein edler Wunsch, wenn er ernst wäre, doch sie fürchtete den Vater durch ihre Worte zu erzürnen und blickte ihn nur fragend an.

„Was das ist?“ sagte Majakin eifrig und zitternd. „Er hat das entweder vom Trinken oder — Gott behüte uns davor! — von seiner Mutter . . . von den Altgläubigen. Und wenn dieses Heidenische in ihm gärt, werde ich mit ihm viel zu kämpfen haben! Es wird zwischen ihm und mir ein großes Ringen beginnen. Er hat sich trotzig gegen mich erhoben und hat auf einmal große Keckheit gezeigt. Er ist jung, er hat noch keine Schlantheit in sich. Er sagt: ich werde alles vertrinken, alles wird zu Grunde gehen. Ich werde Dir's schon zeigen!“

Majakin erhob die Hand über seinen Kopf, ballte die Faust und drohte damit wild.

„Wie wagst Du es? Wer hat das Geschäft erworben, wer hat es eingerichtet? Du? — Dein Vater! Eine Arbeit von vierzig Jahren steckt darin, und du willst das vernichten? Wir müssen alle bald wie eine Mauer stehen, bald vorvorsichtig, einer hinter dem andern, im Gänsemarsch an unsern Platz gehen. Wir Kaufleute haben Rußland ganze Jahrhunderte lang auf unsern Schultern getragen, wir thun es auch jetzt. Peter der Große war ein Zar mit einem göttlichen Verstand, er kannte unsern Wert. Wie er uns unterstützt hat! Er hat eigens Bücher drucken lassen, um unser Geschäft zu lehren. Ich habe das auf seinen Befehl gedruckte Buch von Polydor Virgilius, dem Urbäuer, über die Erfinder . . . es ist im Jahre 1720 gedruckt . . . ja! Das muß man verstehen. Er hat es auch verstanden und hat uns in Schwung gebracht. Und jetzt stehen wir auf den eignen Füßen und wissen, wo unser Platz ist. Laßt uns frei! Wir haben an der Basis des Lebens gebaut, haben uns statt der Ziegel in die Erde gelegt, jetzt müssen wir die Stöckwerke bauen; wir bitten um die Erlaubnis, uns frei bewegen zu dürfen! Dorthin muß der Weg von unserm einem gehen. Das ist unsre Aufgabe, aber Fomka versteht das nicht. Er muß das verstehen und muß es fortsetzen. Er hat die Mittel vom Vater. Wenn ich sterbe, kommen die meinigen noch dazu; arbeite, junger Hund! Und er treibt Unfug. Nein, warte nur! Ich werde Dich schon auf Deinen Platz führen!“

Der Alte feuchte vor Erregung und blickte seine Tochter mit funkelnden Augen und wild an, als sei sie Foma. Seine Erregung erschreckte Jubowj, doch sie hatte nicht den Mut, den Vater aufzuhalten, und blickte schweigend in sein düsteres, finstres Gesicht.

„Der Weg ist durch die Väter gebahnt — und Du mußt ihn gehen. Ich habe fünfzig Jahre gearbeitet — und wofür? Damit meine Kinder mein Werk zu Ende führen. Meine Kinder! Wo sind meine Kinder?“

Der Vater senkte wehmütig den Kopf, seine Stimme versagte, und er sagte dumpf, als spräche er in sich hinein:

„Der eine ist ein Verlorener, ein Zuchthausler, es ist wenig Hoffnung auf ihn. Die Tochter . . . Wenn werde ich meine Arbeit vor dem Tode übergeben? Wenn ich einen Schwiegerjohn hätte . . . Ich dachte: Fomka wird zur Vermunft kommen und wird sich die Hörner abstoßen, dann werde ich Dich ihm geben und mit Dir alles, was ich habe! Fomka taugt aber nichts. Und ich sehe niemand, der ihn ersetzen könnte. Was das jetzt für Menschen sind! Früher waren die Menschen eisern, und jetzt sind sie aus Gummi. Alle biegen sich und haben gar keine Festigkeit. Was ist das? Warum?“

) Statthalterin von Nowgorod im 16. Jahrhundert zur Zeit der Republik unter Johann dem Grausamen.

Majakin sah seine Tochter erregt an, sie schwieg.

„Sage,“ fragte er sie, „was brauchst Du? Wie muß man Deiner Meinung nach leben? Was willst Du? Du hast gelernt und gelesen — was brauchst Du?“

Die Fragen fielen auf Jjubowj unerwartet herab, und sie wurde verlegen. Sie freute sich, daß der Vater ihr diese Frage stellte, und fürchtete sich zugleich, ihm zu antworten, um nicht in seiner Achtung zu sinken. Und dann sagte sie, wie zu einem Sprung bereit, als wollte sie über den Tisch sehen, unsicher und mit zitternder Stimme:

„Daß alle glücklich und zufrieden sind — alle Menschen sind gleich, und alle haben das gleiche Recht aufs Leben, auf die Güter des Lebens. Alle brauchen die Freiheit wie die Luft, und die Gleichheit in allem!“

Am Anfang ihrer Antwort blickte der Vater ihr mit unruhiger Neugier in den Augen ins Gesicht, doch in dem Maße, wie sie ihm ihre Worte eilig zuwarf, veränderte sich der Ausdruck seiner Augen allmählich, und er sagte endlich mit ruhiger Verachtung:

„Das habe ich gewußt, Du Narrin, Du!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Nacht.^{*)}

Von Guy de Maupassant. Deutsch von Marie Madeleine.

Wir verließen den Hafen von Cannes um drei Uhr morgens und konnten noch den letzten Atem der leichten Lüfte fühlen, die die Golfe des Nachts zum Meere hauchen. Dann kam ein milder Wind von der offenen See, der die Nacht mit aufgesetzten Segeln der italienischen Küste antrieb.

Es ist ein Schiff von zwanzig Tonnen, ganz weiß, mit einem verschwimmend kleinen goldenen Streifen, der es umzieht, wie eine dünne Schnur einen Schwänenflügel. Seine Segel aus dünner, neuer Leinwand sehen im Scheine der Augustsonne, die Flammen über das Wasser wirft, wie Flügel aus silberner Seide aus, weit entfaltet im blauen Firmament. Seine drei Klüver fliegen voran, leichte Dreiecke, die der Atem des Windes haucht, und das große Focksegel hängt schlaff am Mast, der achtzehn Meter über der Schiffsbrücke seine leuchtende Spitze in den Himmel reckt. Ganz hinten scheint das letzte, das Besansegel, zu schlafen.

Und bald schläft alles auf Deck. Ein Sommernachmittag auf dem Mitteländischen Meere! Es ist ganz windstill. Die milde Sonne erfüllt den Himmel und macht das Meer zu einer weichen, bläulichen Platte ohne Bewegung und ohne Erhabenem, eingeschlafen unter diesem spiegelnden Nebelhauch, der wie der Schweiß des Wassers ist.

Trotz der Hitze, die ich aufstellen ließ, um eine Inzucht zu haben, ist die Hitze unter der Leinwand so groß, daß ich in den Salon hinuntersteige und mich auf einen Divan werfe.

Im Schiffsinnern ist es immer frisch.

Das Schiff ist tief gebaut, um die Meere des Nordens zu befahren und die bösen Jahreszeiten auszuhalten. Man kann — Mannschaft und Passagiere — zu sechs bis sieben Personen in dieser kleinen schwimmenden Wohnung leben, wenn sie auch freilich etwas eng ist, und man kann acht Kameraden um den Tisch des Salons setzen.

Das Innere ist aus poliertem Fichtenholz mit Einfassungen von Teakholz, erhellt durch das Kupfer der Schlüssellöcher, der Beschläge, der Leichter, durch all den gelben, freundigen Kupferglanz, in dem der Luxus einer Nacht liegt.

Wie seltsam das alles wirkt nach dem Lärm von Paris! Ich höre nichts mehr — nichts — gar nichts!

Alle Viertelstunde hustet und spuckt der Matrose, der am Steueruder einschläft.

Die kleine Wanduhr am Holzriegel macht ein Geräusch, das fürchtbar erscheint in diesem Schweigen des Himmels und des Meeres.

Und dieser leise Ton, der allein die Ruhe der Elemente stört, giebt mir plötzlich die überraschende Empfindung grenzenloser Einsamkeit, in der der Lärm der Welten erstickt wird in ungeheurem Schweigen.

Mir ist, als ob etwas von ewiger Ruhe aus dem Raum herabsteigt und sich über das unbewegliche Meer ergießt an diesem schwülen Sommertage. Es ist etwas Niederdrückendes, Unwiderstehliches, einschläfernd und vernichtend wie die Verführung unendlicher Leere. Der Wille stirbt; jeder Gedanke erlischt und Schlaf bemächtigt sich des Körpers und der Seele.

Es war Abend, als ich erwachte.

Ein paar — übrigens sehr unerwartete — Windstöße der Dämmerungsbrise trieben uns bis zum Sonnenuntergang vorwärts.

*) Wir entnehmen die nachstehende Skizze dem soeben bei „Bita“, deutsches Verlagshaus, Berlin NW. 23, zum Preise von 1 M. erschienenen Bande „Mittelmeerfahrt“ von Guy de Maupassant. Es ist dies die erste Veröffentlichung, die in deutscher Sprache geschieht.

Wir waren der Küste ziemlich nahe, gegenüber der Stadt San Remo, doch ohne Hoffnung, sie zu erreichen.

Die Dörfer und kleinen Städte am Fuße des hohen, grauen Berges sehen aus wie Haufen weißer Wäsche, die man zum Trocknen auf den Sand gebreitet hat.

Rebel rauchten auf den Alpenhängen, krochen zu den Gipfeln empor, deren Kämme eine zackige Linie in den rosa-violetten Himmel zeichneten und löschten die Täler aus.

Und die Nacht sank auf uns herab. Der Berg verschwand. Feuer flammten am Rande des Wassers auf, längs der großen Küste.

Ein kräftiger Speisengeruch kam aus dem Schiffsinnern und mischte sich angenehm mit dem frischen Hauch der Seeluft.

Nachdem ich Mittag gegessen hatte, streckte ich mich auf Deck aus. Dieser ruhige Schiffahrtstag hatte meinen Geist gereinigt wie ein Schwamm eine trübe Glasscheibe, und tausend Erinnerungen stiegen in mir auf, Erinnerungen an das Leben, das ich eben verlassen, an Leute, die ich gekannt, beobachtet oder geliebt hatte.

Nichts reizt Phantasie und Einbildungskraft so zu schweifenden Träumen, als das Gefühl allein zu sein auf dem Wasser und unter dem Himmel in einer heißen Nacht.

Ich war zu sehr erregt — vibrierend. Als ob ich süße Weine getrunken, als ob ich Aether geatmet oder eine Frau geliebt hätte.

Eine nächtliche Frische feuchtete die Haut mit einem fast unmerklichen Bad von salzigem Rebel.

Der köstliche Schauer dieses lauen Kälterverdens der Luft rann über meine Glieder, drang in die Lungen ein und beglückte Körper und Seele in ihrer Unbeweglichkeit.

Sind sie glücklicher oder unglücklicher, jene, die durch jede Pore ihres Körpers ebensoviel empfinden, wie durch ihre Augen, ihren Mund, ihre Nase oder ihre Ohren?

Vielleicht ist sie eine seltene und — fürchtbare Eigenschaft, diese nervöse, krankhafte Erregbarkeit der Haut und aller Organe, der die geringsten körperlichen Eindrücke zu seelischer Erregung werden; die den Schwankungen des Windes folgt und den Düften der Sonne und der Farbe des Tages, die man hörlich Leiden und Traurigkeit und Freude schafft.

Einen Deatersaal nicht betreten zu können, weil die Verührung mit der Menge den ganzen Organismus auf eine unerklärliche Art und Weise aufregt; einen Ball nicht besuchen zu können, weil die banale Lustigkeit und drehende Bewegung des Balzers einer Beleidigung gleich ist; sich tottraurig oder überglücklich zu fühlen, je nach der Färbung und Verteilung des Lichts in einem Raum, und manchmal durch Kombinieren von Beobachtungen eine körperliche Befriedigung zu erhalten, die sich Leuten mit gröberen Organismen niemals entschleiern kann, — ist das Glück oder Unglück?

Ich weiß es nicht; aber wenn das Nervensystem nicht empfindsam ist bis zum Schmerz und bis zur Verzückung, so kann es nur mittelmäßige Erschütterungen und vulgäre Genüsse hervorbringen.

Dieser Meernebel küßte mich wie ein Glück. Er breitete sich am Himmel aus, und ich sah mit Entziden die Sterne, die wie in Watte gehüllt waren, ein wenig erbläht in dem dunklen grauweißen Firmament. Die Ufer verschwanden in diesem Dunst, der über den Wassern wogte und die Sterne umwoh.

Es war, als hätte eine übermenschliche Hand die Welt für eine Reise ins Unbekannte in Wolken feiner Baumwolle gehüllt. Auf einmal aber wehte quer durch den weißen Nebel eine ferne Musik von wer weiß woher über das Wasser.

Ich glaubte, daß ein Lustorchester in der Weite umherirrte, um mir ein Konzert zu geben.

Diese gedämpften und doch hellen Töne voll entzückenden Wohl-lauts klangen wie eine ferne Opernmelodie durch die weiche Nacht. Und ein Matrose neben mir sagte: „Aha, es ist Sonntag heute; da spielt die Musik von San Remo im öffentlichen Garten.“

Ich hörte zu, war so überrascht, daß ich glaubte, der Spielball eines schönen Traumes zu sein. Ja! Ich lauschte lange mit grenzenlosem Entziden dem nächtlichen Sang, der aus der Ferne herüberkam.

Aber plötzlich, in der Mitte eines Stückes, wurde die Musik deutlicher, größer; sie schien gleichsam auf uns zuzukommen. Das war von so phantastischer und überraschender Wirkung, daß ich mich aufrichtete, um zu hören. Sicher, die Töne kamen näher; sie wurden deutlicher und stärker von Sekunde zu Sekunde. Sie kamen auf mich zu; aber wie war das möglich? Sie kamen; sie kamen so rasend schnell, daß ich wider meinen Willen mit weitgeöffneten Augen ins Dunkle starckte, und auf einmal wurde ich überflutet von einem heißen, dustenden Hauche wilder Pflanzen, der sich wie eine Woge ausbreitete voll des starken Duftes der Myrthen, Minze, Zitronen und Immergrün, des Mastix, Lavendel und Thymian, verbrannt von der Sommer Sonne auf den Bergen.

Das war der Landwind, der sich erhob; er war beladen mit den Tönen der Küste, er mischte sie mit den Düften der Alpenblumen zu phantastischer Harmonie und trug sie hinaus ins offene Meer.

Ich atmete tief auf, so überwältigt von Empfindungen, daß dieser verwirrende Rausch meine Sinne rasen ließ! Ich wußte nicht mehr, ob ich Musik atmete, ob ich Düfte hörte oder in den Sternen schlief.

Der Duftwind trieb uns der offenen See zu und verhauchte in der Nacht. Die Musik wurde langsam schwächer. Dann schwieg sie, und das Schiff verlor sich in den Nebeln.

Ich konnte nicht schlafen. Ich fragte mich, wie wohl ein moderner Dichter, einer von der sogenannten symbolistischen Schule, diese wirre, nervöse Erschütterung geschildert hätte, von der ich eben ergriffen worden war, und die mir mit klaren Worten auszudrücken unmöglich war.

Sicher! Einer jener eifrigen Verkünder der vielgestaltigen künstlerischen Empfindsamkeit hätte diese Aufgabe gelöst und in tönenden Versen, mit künstlerischer Absicht abgestimmt, unverständlich und doch wahrnehmbar diese Mischung zu schildern verstanden von duffenden Tönen, von sternenerhelltem Nebel und vom Seewind, der Musik durch die Nacht trägt.

Ein Sonett des großen Meisters Baudelaire ging mir durch den Kopf:

Es sind lebend'ge Pfeiler aufgebaut,
Von denen mancher fremde Worte spricht. —
Der Mensch sieht alle die Symbole nicht,
Die ihn betrachten freundlich und vertraut.

Wie Echos sind sie. — Und es hört sie keins!
In einer tiefen, finstern Ewigkeit
Verschmelzen sie. Sie sind wie Nacht so weit!
Und Düfte, Töne, Farben — alles eins!

So frisch ist manch ein Duft wie Kinderleiber,
Süß wie Hoboen, grün wie junge Wiesen,
Und andre Düfte sind wie üpp'ge Weiber.

Wie Ambra und Muskat, wie Göttermüme,
Und wie der Dinge All-Unendlichkeit,
Die Sehnsucht singen und den Rausch der Sinne.

Blühte ich nicht bis ins Mark hinein diesen geheimnisvollen Vers:

„Und Düfte, Töne, Farben — alles eins!“

Und nicht nur in der Natur gehen sie ineinander über, sondern auch in uns, — wo sie manchmal verschmelzen „in einer tiefen, finstern Einigkeit.“ — wie der Dichter sagt, — im Rückschlag eines Organs auf das andre.

Diese Erscheinung ist übrigens auch medizinisch festgestellt. Man hat eine Reihe von Artikeln veröffentlicht, die man mit den Worten „das Farbegehör“ bezeichnet hat.

Es ist feststehende Thatsache, daß, wenn bei sehr nervösen oder sehr erregten Personen ein Sinnesorgan einen Schlag bekommt, der es zu stark bewegt, die Erschütterung dieses Eindrucks wie eine Woge die benachbarten Sinne beeinflusst, die sie in ihre Art des Fühlens übertragen. Daher erzeugt die Musik bei manchen Wesen Farbvisionen. Es ist also eine Art von Uebertragung der Empfindsamkeit, umgestaltet — je nach der normalen Funktion des davon betroffenen Gehirnteiles.

Man kann hierdurch das berühmte Sonett von Arthure Rimbaud erklären, das von den Färbungen der Vokale spricht, ein wahres Glaubensbekenntnis der symbolistischen Schule.

A schwarz, E weiß, I rot, O blau, — Vokale,
Ich wüßt ich Eures Ursprungs dunkle Kunde. —
A, — schwarzes Kleid, auf dessen Sammetgrunde
Goldfliegen schwärmen wie zum Festesmahle!

E, — Reinheit du der Zelte und der Dämpfe,
Der stolzen Gletscher und der Fischernachen.
I, — Rotes Blut, und schöner Rippen Lachen,
Und wilder Zorn und wüste Seelenkämpfe.

U, — grüner Meere Bittern, süße Firnen,
Bieherden voller Frieden, und die Runen,
Der Wissenschaft auf den Gelehrtenstünnen.

O, — Lubastof voll seltsam fremder Wonne,
Das Schweigen aller Himmel und der Welten,
Du Omega, du violette Sonne.

Hat er Recht oder Unrecht?

Für den Steinkopfer am Wege, aber auch für viele unserer großen Männer ist dieser Dichter ein Toller oder ein Lügner. Für andre hat er damit eine große Wahrheit entdeckt und ausgesprochen, obwohl diese Erklärer unsägbarer Wahrnehmungen immer ein wenig verschiedener Meinung sein müssen über die Nuancen und die Bilder, die die geheimnisvollen Schwingungen der Vokale oder eines Orchesters in uns auslösen können.

Wenn die Wissenschaft der Neuzeit festgestellt hat, daß die Töne der Musik bei manchen Organismen Farbenercheinungen hervorrufen, wenn sol rot sein kann, sa lila oder grün, warum sollten denn dieselben Töne nicht auch Gemüthe im Munde und Gerüche in der Nase erzeugen können? Warum sollen die zartbesaiteten hysterischen nicht mit all' ihren Sinnen zu gleicher Zeit fühlen können? Und warum sollten die Symbolisten, diese Sensiblen, den Wesen ihrer Rasse nicht wunderbarste Empfindungen entschleiern können? Das ist mehr eine Frage künstlerischer Krankheitserscheinungen als wirklicher Aesthetik.

Wäre es nicht wirklich möglich, daß einige dieser interessanten Schriftsteller, die sich auf Nervenkrankheit trainiert haben, zu einem solchen Grad von Erregbarkeit gekommen sind, daß jeder empfangene Eindruck in ihnen ein Konzert aller Wahrnehmungskräfte hervorbringt?

Gerade das bemüht sich ja ihre seltsame Poesie der Töne auszudrücken; anscheinend unverständlich, versucht sie, die ganze Scala

der Empfindungen zu besingen und mehr durch die Zusammenstellung der Worte, als durch ihre allgemeingültige Bedeutung, geheimnisvolle Stimmung zu erwecken, deren Sinn uns dunkel — ihnen aber klar ist.

Denn die Künstler sind am Ende ihrer Mittel. Nichts Unbekanntes mehr, keine neuen Gemüthserschütterungen, keine neuen Bilder, nichts! Man hat seit dem Altertum alle Blüten ihres Feldes gepflückt. Und jetzt in ihrer Ohnmacht fühlen sie unklar, daß es für den Menschen vielleicht noch eine Erweiterung des Seelenlebens geben könnte.

Aber der Verstand hat fünf Barrieren, die halbgeöffnet und mit einem Vorlegeschloß versehen sind. Man nennt sie die fünf Sinne. Und diese fünf Barrieren sind es, an denen die Rämmer, die zur neuen Kunst schwören, heute mit aller Kraft rütteln.

Der Verstand, der blinde, eifrige Arbeiter, kann nichts wissen, nichts verstehen, nichts andres entdecken als durch die Sinne; sind sie doch die einzigen Vermittler zwischen der ewigen Natur und ihm. Arbeitet der Verstand doch nur nach den Eindrücken, die sie ihm liefern, die sie je nach ihren Eigenschaften, je nach dem Grade ihrer Empfindsamkeit, ihrer Stärke und ihrer Feinheit zu erfassen im Stande sind.

Der Wert des Gedankens hängt augenscheinlich von dem Wert der Organe ab, die ihn erzeugten, und seine Tragkraft ist durch ihre Anzahl begrenzt.

Laine hat übrigens diesen Gedanken ganz schuhmeisterlich behandelt und entwickelt.

Es giebt fünf Sinne, nur fünf. Sie enthüllen uns durch ihr Aufnahmevermögen einige Eigenschaften der Materie, die uns umgiebt und die eine begrenzte Zahl anderer Erscheinungen enthalten kann, — nein, enthalten muß! — die wir nicht zu bemerken im Stande sind.

Wenn der Mensch ohne Ohren geschaffen wäre, so würde er ungefähr ebenso leben wie jetzt; aber das Weltall würde stumm für ihn sein. Er würde keine Idee von Geräusch und Musik haben, die umgestaltete Schwingung ist!

Aber wenn wir mit andren, mit mächtigeren und doch zarteren Organen begabt wären, die die Handlungen und Eigenschaften des Unerforschten, das uns umgiebt, in Nervenempfindungen umsetzen könnten, wie viel unbegrenzter wäre der Bezirk unseres Wissens und unserer Gefühle!

In diese unerforschliche Sphäre sucht jeder Künstler einzudringen, um diesen Preis martert, vergewaltigt und erschöpft er sein Gehirn'stzen.

Alle jene, die unterlegen sind: Heine, Baudelaire, Balzac, Byron, der Zerfahrer, der den Tod suchte aus unheilbarem Schmerz über das Los, ein großer Dichter zu sein, Musset, Jules de Goncourt und so viele andre, sind sie nicht alle zu Grunde gegangen in dem Bemühen, jene Schranke niederzureißen, die den Geist des Menschen einkerkert?!

Ja! Unre Organe sind die Ernährer und die Lehrer der künstlerischen Begabung.

Das Ohr ist das, das den Musiker erweckt; das Auge, das den Maler werden läßt. Und alle Sinne einen sich wetteifernd in den Effekten des Dichters. Beim Romancier ist die Anschauung das wichtigste. Sie ist so bestimmend, daß es leicht ist, nach der Letztseite jedes sorgfältig gearbeiteten und echten Romans auf die physischen Schaffungsbedingungen des Autors zu schließen.

An der Art, wie das Detail behandelt ist, wie viel oder wie wenig Wichtigkeit ihm beigelegt wird, wie weit ihm Einfluß auf den Gesamtplan zugestanden wird, kann man die verschiedensten Spielarten der Kurzsichtigkeit erkennen.

Die gleichmäßige Betrachtung aller Dinge; dies Messen aller Linien und Perspektiven mit dem gleichen Maß, statt minutiöser Schilderung, selbst das Vergessen geringfügiger Einzelheiten, die doch so oft für eine Person oder für ein Milieu charakteristisch sind, — verrät das alles nicht den übersehenden und doch schwachen Blick eines Weisichtigen? —

Kleines Feuilleton.

k. „El Dorada“. Zu dem Aufsehen machenden Projekt eines Versuches, die reichen Schätze von Gold und kostbaren Steinen zu erlangen, die auf dem Boden eines Sees in Kolumbien lagern sollen, wird aus London folgendes Nähere berichtet: Vor 9 Jahren befanden sich auf der Weltausstellung in Chicago goldene Schmucksachen und Haushaltungsgeräte im Werte von 140 000 M., die aus diesem See gewonnen waren, und Photographien von andern im Werte von 280 000 M., die sich jetzt im Besitz der spanischen Krone befinden. Ueber das Vorhandensein des Sees und seiner Schätze kann also kein Zweifel bestehen. Werden aber die englischen Parlamentsmitglieder, die, wie berichtet wird, an dem neuen Unternehmen beteiligt sind, mehr Glück haben als die Abenteuerer, die bisher die Hebung des Schatzes versucht haben? Lieutenant Lemly, der die kolumbische Ausstellung auf der Weltausstellung beaufsichtigte, erzählte dem Mitarbeiter eines Londoner Blattes folgendes von dem seltsamen See und seinem Inhalt: „An den Ufern des Sees, aus dem diese goldenen Reliquien stammen, liegt jene weitberühmte Stadt, auf deren Suche Abenteuerer aus allen europäischen Ländern zu verschiedenen Zeiten ihr Leben gelassen haben, eine Stadt, in der die Indianer Gold statt Eisen gebrauchten,

die Heimat von „El Dorado“, dem „Vergoldeten“. Heute heißt die Stadt Santa Fé de Bogota, und Gold wird dort nicht mehr als anderswo gebraucht. Zur Zeit der spanischen Eroberung war es die Hauptstadt der Chibcha-Indianer, die, was Machtstellung und Zivilisation betrifft, nach den Azteken Mexikos und den Inkas in Peru kamen. Viele der Goldschmuckstücke, die jetzt den Regierenden Spaniens und Kolumbiens gehören, wurden vor einigen fünfzig Jahren von einem Bogotaner gewonnen, der auch die Erlaubnis erhalten hatte, den See trocken zu legen. Er versenkte das Niveau des Sees so weit, bis seine Schürfer Gold im Werte von 40 000 M. gesammelt hatten. Da kamen plötzlich Fluten, setzten viele Arbeiter fort, füllten seinen Tunnel und stellten das gewöhnliche Niveau des Sees her. Der erste Europäer, der in die Stadt „El Dorado“ kam, war Gonzalo Jimenez de Quesada. Im Jahre 1535 kam er mit 166 Mann im Hafen Santa Maria an und schiffte den Magdalenafluß nach Santander hinauf. Es war ein ausserwählter Ort für Goldsucher vom Schlage Gonzalos. Mit seinen 166 Mann machte er nach Art von Cortez einen Angriff auf die Chibcha-Indianer. Während nun Gonzalo die Chibchas bekämpfte, hörte der von Pizarro nach Ecuador gesandte Maure Venalcazar von einem Indianer eine seltsame Geschichte: „Wenn Sie Gold wünschen, so finden Sie das in meinem Lande. Einmal jährlich fahren die Priester mit Könige auf einem Floß mitten auf den See bei unserer Stadt. Dort salben sie seinen Körper mit Öl, und wenn er angefaßt des Volkes nach dasicht, blasen sie Goldstaub auf ihn, bis er von Kopf bis zu Fuß mit Gold bedeckt ist. Dann grüßt ihn das Volk mit dem Ruf: „Der Vergoldete!“ und mit dem Rücken gegen das Wasser gelehrt, so daß sie nicht wissen, wo ihr Schatz liegt, werfen sie dem Gotte des Sees Opfergaben aus reinem Gold hin. Dann springt Zipa, der König, ins Wasser und wäscht sich den Goldstaub ab. Das ist sein Opfer, und dies ist seit unvorstelllichen Zeiten Sitte.“ Venalcazar nahm den Indianer beim Wort. Mit ihm als Führer bahnte er sich durch Wald und Sumpf seinen Weg nördlich, bis er auf dem Plateau von Bogota, auch mit einer Macht von 166 Mann, ankam, aber von Süden, als Gonzalo gerade mit den Chibchas die Sache in Ordnung brachte. Während der Maure und der Spanier nun stritten, ob sie die Beute von El Dorado teilen sollten, erschien noch ein dritter, weißer Abenteurer mit einer gleich starken Macht. Es war die Gesellschaft des Deutschen Ledermann mit einem von Karl V. gewährten Gnadenbrief. Anstatt daß die drei nun fochten, legten sie Karl V. ihre Ansprüche vor, und Gonzalo als erster auf dem Felde erhielt das Vorrecht. Er nahm Gold im Werte von zwei Millionen aus dem Lande und starb schließlich am Ausgange in Bogota, wo sein Grab noch heute zu sehen ist.“ Soweit die Erzählung des Lieutenant Leimly, der aus Dokumenten in den Klöstern von Santa Fé geschöpft hat. —

Kulturgeschichtliches.

br. Eine württembergische Tagordnung vom 17. August 1822. Als die Obergkeiten sich in die wirtschaftlichen Verhältnisse immer mehr einzumengen begannen, als bei Weiterbestehen der Gülfte ihre Herrschaft durch das staatliche Konzeptionsystem abgelöst wurde, wurde der Erlaß von Tagordnungen, also von königlichen Preisverordnungen allgemein. Freilich, die erwarteten Erfolge, einen Schutz der Konsumenten gegen Uebervorteilung und Uebertreibung durch die Handwerker, stellte sich ebenjowenig ein, wie die Beschwerden und Klagen verstummten. Ebenjowenig wie die Konsumenten zufriedengestellt wurden, waren die Produzenten von diesem System erbaut. Als Beispiel einer solchen Tagordnung veröffentlichen wir die vom Herzog Johann Friedrich am 17. August 1822 für das Herzogtum Württemberg erlassene Tagordnung. Daß dieselbe von geringer Wirkung war, beweist allein schon der Umstand, daß in der Regierungzeit des gleichen Herzogs drei weitere Tagordnungen erlassen wurden. Ein Beleg dafür, daß sich auch von einem absoluten Herzog die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht meistern ließen. In der Tagordnung von 1822 wurden „den armen Unterthanen zum Besten gemeint“ für Lebensmittel, Rohstoff und Fabrikate, wie auch für gewisse Arbeiten und Einrichtungen Taxen festgesetzt. So sollte z. B. gelten: 1 Scheffel Kernen oder Weizen 12 Gulden, 1 Scheffel Roggen 9 Gld., 1 Scheffel Dinkel (Spelz) 5 Gld., 1 Scheffel Haber 5 Gld., 1 Scheffel Gerste 7 Gld., 1 Scheffel Erbsen oder Linsen 8 Gld. Ferner: 1 Klafter Buchenholz 5 Gld., 1 Klafter Eichenholz 4 Gld., 1 Klafter Tannenholz 3 Gld. 30 Kreuzer, 1 Pfd. Kalbfleisch 8 Kr., 1 Pfd. Ochsenfleisch 7 Kr., 1 Pfd. Schweinefleisch 7 Kr., 100 große Krantköpfe 3 Gld., 100 mittlere Krantköpfe 2 Gld., 100 kleine Krantköpfe 1 Gulden bis 1 Gld. 30 Kr. Der Preis betrug für ein Paar Stiefel mit Absätzen 8 Gld., ein Paar Vaneris oder Aniestiefel 6 Gld., ein Messer 24 Kr., ein Hammel- oder Schaffell 16—20 Kr. Die Notgerber hatten zu beanspruchen für das regelrechte Gerben einer Ochsenhaut 2 Gld., einer Kuh- oder Stierhaut 1 Gld. 12 Kr., eines Kalbfells 20 Kr. Die Weißgerber forderten für ein Messer 24 Kr., 1 ein- bis zweijähriges Wockfell 40—48 Kr. An Macher- und Flederlogen war dem Schuhmacher auf der Stör zu bezahlen für einen Tag, wenn der Kunde Essen und Trinken reichte, dem Meister 12 Kr., dem Knecht 10 Kr., dem Jungen 7 Kr.

Für die übrigen in dieser Tagordnung nicht ausdrücklich angeführten Handwerker, wie Schneider, Schlosser, Schmiede, Käfer, Schreiner, Birte und Gastgeber und so fort sollten die Wögte, Bürgermeister und Gerichte der einzelnen Orte unter Würdigung und

Verücksichtigung der jeweiligen Verhältnisse eine gewisse „billig-mäßige und leidentliche Taxe in Schriften verfaßen und zur Approbation dem Oberrate in Stuttgart einreichen.“

Ist es auch schwer, zu sagen, was diese Preise in unfrem Gelde bedeuten würden, so genügt schon der Vergleich der Preise untereinander, um diese Tagordnung interessant zu machen. Die niedrige Bewertung des Eichenholzes gegenüber dem Buchenholze, die niedrigen Preise der Felle und die verhältnismäßig hohen der Stiefel, die Löhne der Arbeiter beleuchten schon die Verhältnisse jener Zeiten. Dr. A. Schott, dessen Aufsatz „Merxantilpolitiches aus Württembergs Herzogszeit (Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Stuttgart 1901)“ wir diese Angaben entnehmen, kommt zu folgendem Schluß über die Tagordnung: „Solide, preiswürdige Arbeit und Ware konnten natürlich solche Tagordnungen nicht verbürgen, Umgehungen nicht verhindern, ihr Zweck, den stets wachsenden Klagen und Streitigkeiten wegen hoher Preise und Uebervorteilung, mangelhafter Arbeit und Willkür ein für allemal ein Ende zu machen, wurde fast immer vereitelt. Nur in negativem Sinne zeigte sich ihre Wirkung. Anstatt Fortschritt, Bewegungsfreiheit und Unternehmungslust: Stillstand, Engherzigkeit und das Gebundensein an die starren verknöcherten Fesseln und Formen der Gülfte und Reglements.“ —

Geographisches.

— Unterirdische Wasser in Australien. Neuerdings sind in verschiedenen Gegenden des fünften Weltteils, von dem so große Gebiete trocken liegen, weite unterirdische Seen entdeckt worden. Im Gebiete von Eucla liegen sie in 9—10 Meter Tiefe und erklären das Verschwinden großer Flüsse Centralaustraliens im Sande. In der „Königl. Australischen Geographischen Gesellschaft“ hielt J. R. Thomson kürzlich einen Vortrag über die Ausichten, diese Wasserreserven für den Ackerbau nutzbar zu machen. Im meisten Ausmaß sei dafür im westlichen Queensland vorhanden, wo unerforschliche Wasserreserven auf der unteren Kreideformation unter der Oberfläche angesammelt sind. In einigen Städten dieser Region sind alsbald zahlreiche artesische Brunnen erhohelt worden, ohne indessen, wie der Präsident der Gesellschaft, Sir Hugh Nelson, dazu bemerkte, bisher einen besonderen Vorteil für die Landbewässerung zu ergeben. Das Wasser ist gut brauchbar für die Tränkung des Viehes, aber Viehzucht kann nicht ohne Weiden betrieben werden und für deren Bewässerung scheint das Wasser nicht brauchbar zu sein. Das Wasser enthält, wie A. C. Gregory bemerkte, einen, wenn auch niedrigen Prozentsatz von Salzen, der aber bei dauernder Bewässerung großer Flächen doch wohl seine schädlichen Einflüsse geltend machen werde. —

(„Prometheus“.)

Humoristisches.

— Emsig. Gatte (erstaunt zu seiner Frau, die am Telefon sitzt): „Was machst Du, warum hast Du das Hörrohr an Deinem Kopf festgebunden?“

Sie: „O, ich spreche mit meiner Freundin, was immer 'u bißchen lange dauert... und so kann ich doch wenigstens ein bißchen dabei stricken.“ —

— Noch nie dagewesen. A.: Paß, was will das sagen, Hochzeitsreise per Zweirad, Tandem, Automobil! Ich habe einen Tandler gelampt, der machte seine Hochzeitsreise in der Tandler-glocke! —

— Das Schmierer-Ueberrittl. Besucher: Es war interessant. Einen richtigen Baron haben wir mit faulen Kapseln und Fiern beworfen. —

(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Marg Müllers Bühnendichtung „Frau Anne“ geht als nächste Novität, mit Rosa Poppe in der Titelrolle, im Schauspielhaus in Scene. —

— Ein Strindberg-Ghllus wird demnächst von „Schall und Rauch“ veranstaltet werden; den Anfang sollen machen: „Das Band“, „Der Stärkere“, „Sanium“ und „Der Friedlose“. —

— Im Central-Theater werden, während des Gastspiels Kerenczys bei Kroll, das Ensemble des New Yorker Germania-Theaters und später die Künstlertruppe des Münchener Gärtnerplatz-Theaters Vorstellungen geben. —

— Schlenker als Kommandirender. Frau Wilbrandt-Vandius ist von der Direktion des Burg-Theaters nahegelegt worden, um ihre Demission einzukommen. —

— „Phitje Orestens Glück“, eine Komödie von Ilse Krapan, wird noch in dieser Spielzeit im Vereinigten Theater von Hamburg-Altona aufgeführt werden. —

— Karl Schönherr's dramatische Skizze „Karnelent“ wurde bei der Aufführung im Münchener Hoftheater beifällig aufgenommen. —

— Für das Klaus Groth-Denkmal in Kiel sind bisher 3000 M. eingegangen, 5000 M. hat die Stadt Kiel bewilligt; 25 000 M. werden gebraucht. Die Differenz soll in Schleswig-Holstein, dem Heimatlande des Dichters, zusammengestellt werden. —